

## **Andreas Bernard**

### **Neue Reproduktionstechnologien und die Ordnung der Familie**

Assistierte Empfängnis ist bis heute ein kritisches Unterfangen. Die Leihmutter, die Eizellspenderin, in geringerem Maße auch der Samenspender gelten in der Gesetzgebung und der öffentlichen Meinung in Ländern wie Deutschland oder der Schweiz weiterhin als Fremdkörper, deren Eindringen in die Familieneinheit verhindert oder – wie es die meisten Reproduktionsmediziner empfehlen – zumindest mit aller Konsequenz verschleiert werden muss.

Doch auf welche mächtigen Konstellationen in der Geschichte menschlichen Zusammenlebens geht dieses Misstrauen zurück? Wann und unter welchen Umständen hat sich das Modell der Kernfamilie, das keine zusätzlichen, randständigen Figuren duldet, herausgebildet? Über einen weit ausgedehnten Zeitraum hinweg hat der Anthropologe Jack Goody diese Fragen zu beantworten gesucht. Seine klassische Studie über die „Entwicklung von Ehe und Familie in Europa“ skizziert die Geschichte der Familie im christlichen Abendland als Geschichte einer fortschreitenden Verdichtung. Goody bringt die Schwächung weitverzweigter Sippen und die Etablierung der Kleinfamilie seit dem frühen Mittelalter in Zusammenhang mit der Machtpolitik der aufstrebenden christlichen Kirche. Durch Einengungen des Erbrechts und Ausweitungen des Inzestverbots, zeitweise bis zu Verwandtschaftsbeziehungen siebten Grades, gelingt es der neuen Staatsreligion des Römischen Reiches, die einflussreichen Sippenverbände nach und nach zu zersprengen und den eigenen Reichtum durch testamentarische Schenkungen unverheiratet oder

kinderlos gebliebener Menschen anzuhäufen. Die christliche Kirche kann sich dadurch als maßgebliches Institut des Gemeinwesens installieren.

In diesem langsamen, viele Jahrhunderte währenden Prozess der Intimisierung zeichnet sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wiederum eine tiefe Zäsur ab. Die Kleinfamilie, bestehend aus Vater, Mutter und den in ehelicher Liebe gezeugten Kindern, formt sich in dieser Zeit, endgültig zum normativen Modell. Sie wird als Ort der Homogenität begriffen; die sozialen und biologischen Beziehungen zwischen ihren Mitgliedern müssen deckungsgleich sein. Umgekehrt verschärft sich das Misstrauen gegenüber jeder Kontamination der natürlichen Einheit. Woher kommt dieser „mächtige Schub des Gefühls“, wie es der Historiker Edward Shorter formuliert? Jean-Jacques Rousseaus Erziehungsbuch „Emile“ von 1762 mag ein wortmächtiger Auslöser gewesen sein. Die zugrundeliegenden Ursachen für diesen Wandel setzt Shorter aber vor allem mit den ökonomischen Veränderungen Mitte des 18. Jahrhunderts in Beziehung, mit dem Aufkommen einer liberalen, kapitalistisch organisierten Marktwirtschaft, die die Zünfte zerschlägt, die lokalen Produktionsgemeinschaften aufsplittert und unter den nun im Wettbewerb befindlichen Einzelanbietern eine Sphäre der Konkurrenz hervorbringt. Shorter ist davon überzeugt, dass sich „diese egoistische wirtschaftliche Mentalität auf verschiedene nichtwirtschaftliche Lebensgebiete ausgeweitet“ habe. Der Kult des Gefühls zwischen den Ehegatten, das enge Verhältnis zu den eigenen Kindern, die Abschottung der Kernfamilie von der Dorfgemeinschaft seien letztlich soziale Effekte einer wirtschaftlichen Neuordnung.

Es ist also nicht zu weit gegriffen, wenn man die heutigen Vorbehalte gegen die assistierte Empfängnis auf die Konstituierung der Kleinfamilie im späten 18. Jahrhundert zurückführt. Und da sich die Familieneinheit in dieser Zeit ganz über die Mutter zu definieren beginnt, die ihre Kinder nun selber stillt, ihnen das Lesen beibringt und die Position des familiären Zentrums vom „Hausvater“ früherer Zeiten übernommen hat, erscheint es auch als folgerichtig, dass gerade Substitutionen von Mutterschaft seit 250 Jahren in ungleich höherem Maße skandalisiert werden als unklare Vaterschaften. In den Protagonistinnen der Reproduktionstechnologie, in der Leihmutter oder der Eizellspenderin, bilden sich also jene Fremdkörper der blutsverwandten Kleinfamilie ab, die seit dem späten 18. Jahrhundert ausgesondert und an den Rand gedrängt worden sind.

Das Unbehagen an der Leihmutter etwa folgt ganz ähnlichen Argumentationslinien wie die einstige Dämonisierung der Amme. Beide Frauen kommen der Familieneinheit zu nahe, übertragen unbekannte und bedrohliche Körperströme auf das Kind (früher die Milch, heute die „Gene“). Eine weitere Randfigur ist in diesem Sinne die Stiefmutter. Ihre problematische Stellung innerhalb der Familie wird gerade von jenen Texten zementiert, die den Bildbestand und die kollektive Imagination unserer Kultur seit 200 Jahren wie keine anderen geprägt haben, den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. In mindestens einem Dutzend der Geschichten, darunter den bekanntesten wie „Schneewittchen“, „Hänsel und Gretel“, „Aschenputtel“, „Brüderchen und Schwesterchen“ und „Frau Holle“, sind es die Stiefmütter, die ihre nachträglich angenommenen Kinder aus niederen Motiven der Eitelkeit oder Habgier töten, verhungern oder verwahrlosen lassen wollen.

Zuneigung empfinden sie allenfalls für ihre leiblichen, in die zweite Ehe eingebrachten Nachkommen; der wiederverheiratete Vater nimmt gewöhnlich die Stelle des gutmütigen, aber passiven Mannes ein, der den Intrigen und Verkommenheiten seiner neuen Ehefrau nichts entgegenzusetzen vermag. In den „Kinder- und Hausmärchen“ wird dieser Figur von Fassung zu Fassung eine prominentere Rolle zugebracht; wo in der Erstausgabe von 1812 bis 1815 noch häufig schlicht von einer „bösen Mutter“ die Rede ist, unter anderem in den Märchen „Sneewittchen“ und „Hänsel und Gretel“, haben sich die Frauen in der letzten zu Lebzeiten erschienenen Ausgabe von 1857 allesamt in „Stiefmütter“ verwandelt. Die Brüder Grimm errichten also im Lauf der Jahrzehnte eine immer stärkere Barriere zwischen dem Rumpf der blutsverwandten Familie und der hinzukommenden Person. Und die prekäre Figur der "Stiefmutter" wird bis weit ins 20. Jahrhundert hinein poetisch gestaltet und wissenschaftlich diskutiert – ein Topos, von dem sich nie genau ermitteln lässt, ob reale Erfahrungen zu den literarischen Bildern oder nicht umgekehrt diese zu jenen geführt haben.

Das Idealbild der blutsverwandten Kleinfamilie, so könnte man sagen, hat zweihundert Jahre lang seine uneingeschränkte Macht entfaltet. Am Anfang stand die Emphase des Familienidylls durch Rousseau; seit den 1970er Jahren sorgen Verfahren wie die endgültig verbreitete Samenspende, die In-vitro-Fertilisation und die Leihmutterschaft für eine zunehmende Öffnung und Ausweitung dieser Einheit. In der deutschen Rechtsprechung und auch in den Pro-und-Contra-Debatten der Fernseh-Talkshows und Zeitungs-dossiers werden die meisten dieser Technologien immer noch als Bedrohung der Familie empfunden. Auch viele Befürworter der Samen- und sogar der Eizellspende nähern sich

den Kritikern zumindest in jener Empfehlung an, die so gezeugten Kinder über ihre Entstehungsweise im Unklaren zu lassen; beide Parteien sind sich also darin einig, dass jede offene Proliferation der Abstammung das Konzept der Familie schwächt.

Nach einer Vielzahl von Recherchen, die ich in den vergangenen Jahren unternommen habe – in Samenbanken, Leihmutter-Agenturen und IVF-Zentren zwischen Kalifornien, Deutschland und Osteuropa, bei Begegnungen mit Ärzten, Vermittlern, betroffenen Eltern und Kindern –, hat sich allerdings der entgegengesetzte Eindruck verfestigt. Anfang des 21. Jahrhunderts, so die immer wieder bestätigte Wahrnehmung, sind es gerade die wuchernden, „unreinen“, durch Unterstützung von Dritten und Vierten entstandenen Familien, die ein seit Jahrzehnten brüchig gewordenes, symbolisch ausgezehrtens Lebensmodell wieder mit neuer Repräsentationskraft versorgt haben. Eine auffällige historische Überschneidung veranschaulicht diese These: Denn die entscheidenden Durchbrüche in der Geschichte der Reproduktionsmedizin fallen genau in jenes Jahrzehnt, in dem das traditionelle Konzept der Familie infolge der Umbrüche von 1968 in seine tiefste Krise geraten ist. Die Inflation der Scheidungsraten, der Rückgang der Kinderzahl, die emanzipatorische Selbstbestimmung der Frauen, die sich nicht mehr mit der bloßen Rolle als Mutter begnügen wollen, die Verheißungen einer freien, verhüteten Sexualität, der grundsätzliche Überdruß an bürgerlichen Existenzweisen: In den Siebzigerjahren des 20. Jahrhunderts zerfasert eine Lebensform, die lange Zeit als maßgebliches soziales Modell, als vielbeschworene „Keimzelle der Gesellschaft“ gedient hat. „Der Tod der Familie“ heißt der 1971 erschienene Klassiker des Psychiaters David Cooper, und auch in den Jahren darauf verzichtet kaum eine historische,

soziologische oder psychoanalytische Bestandsaufnahme zum Thema, in der Einleitung auf die „berühmte Krise der Familie“ aufmerksam zu machen.

Die neuen Optionen, durch extrakorporale Befruchtung oder die Hinzunahme fremder Gameten Kinder zu zeugen und Familien zu gründen, fallen also genau in diese Phase hoher sozialer Labilität. Was seit dem Ende der Siebzigerjahre geschieht, die reproduktionsmedizinisch hergestellte Elternschaft von Menschen, die als unfruchtbar galten, später auch von älteren Frauen, Alleinstehenden und gleichgeschlechtlichen Paaren, mag zwar politisch oder religiös überlieferte Vorstellungen des Gebildes „Familie“ verletzen. In erster Linie eröffnet sie aber einem ökonomisch privilegierten Personenkreis Zugang zu diesem Lebensmodell, der zuvor aus gesundheitlichen oder biologischen Gründen ausgeschlossen war und ihm daher umso emphatischer begegnet. Ein Kind zu bekommen, ist in diesen Fällen keine Selbstverständlichkeit mehr, kein zufälliger oder zwangsläufiger Effekt sexueller Aktivität, sondern das Ziel eines langgehegten Wunsches. In einem 1986 erschienenen *Spiegel*-Artikel zur assistierten Empfängnis schrieb die Grünen-Politikerin Waltraud Schoppe: „Die Reproduktionstechnologien führen das Modell der bürgerlichen Kleinfamilie ad absurdum.“ Vermutlich ist genau das Gegenteil richtig: Die Reproduktionstechnologien haben das Modell der bürgerlichen Kleinfamilie aufrechterhalten und in seiner Logik bestätigt.